

Liebe Leser*innen,

was bedarf es, um von der Not zur Normalität zu gelangen? Und was bedarf es, um von Normalität sprechen zu können, wie ist diese definiert?

Zunächst einmal – aus der Perspektive der Sozialen Arbeit gesehen – muss die Not wahrgenommen und analysiert werden.

Das fällt auch der Sozialen Arbeit manches Mal schwer. Es bedarf einer oft auch von der Normalität „abweichenden“ Perspektive und einer grundlegenden Analyse solcher Notlagen sowie der Gesetze und Verordnungen, die solche Notlagen teilweise noch gar nicht in Betracht gezogen haben (können). Oftmals stehen Gesetze, Verordnungen usw. dem entgegen, eine Lösung von aktuellen Notlagen zu finden. Hier ist das kritische Selbstverständnis der Sozialen Arbeit, auch politische Beweglichkeit und adäquate Anpassungen an die Realität einzufordern, gefragt. Auch die Akteur*innen der Sozialen Arbeit müssen immer wieder erfahren und lernen, dass Normalität sich wandelt – und die Perspektiven auf die Lebensverhältnisse, die in Analysen, Methoden und Haltungen eingeübt wurden, sich ändern. Reflexion, verbunden mit der Bereitschaft, sich in Frage zu stellen, ist gerade in der Sozialen Arbeit notwendig, um nicht paternalistischen Zügen zu unterliegen. Es mag wohl (oft) vorkommen, dass die Normalitätsvorstellungen der Adressat*innen anders sind als die gewünschten; an diese anzuknüpfen könnte allerdings einer Überheblichkeit entgegenwirken und eine „Kolonisierung“ ihrer Lebensverhältnisse verhindern.

Die vorliegende Ausgabe von *standpunkt : sozial* beschäftigt sich im Thementeil mit dieser Aufgabe: „Von der Not zur Normalität. Kinder- und Jugendhilfe für geflüchtete junge Menschen und ihre Familien“ In den einzelnen Beiträgen geht es um die Frage, wie junge Geflüchtete und geflüchtete Familien einen Zugang zur „Normalität“ durch den Dschungel der Gesetze finden können.

Doch nicht allein Gesetze machen „Normalität“. Es sind auch Ansichten kultureller Grammatiken, die „Normalität“ zu sichern scheinen, es sind wissenschaftlich abgesicherte Methoden und Analyseansätze, die scheinbare – manchmal kaum hinterfragte – „Normalitäten“ konstituieren, es sind als sicher geglaubte richtige „Haltungen“, die „Normalität“ manifestieren wollen oder es tun.

Wie entsteht Normalität? Ist dies ein quantitatives Merkmal oder ein qualitatives?

Wie verhält sich „Normalität“ zu Menschenrechten? Ist „Normalität“ u. U. eine auf quantitativen Berechnungen basierende Illusion, Fiktion, vielleicht sogar Fake News oder besser: Fake Reality?

Wie aussagekräftig sind qualitative Erhebungen in Bezug zu Not und Normalität?

Und welcher Illusion mag man unterliegen, wenn „Normalität“ unter qualitativen Gesichtspunkten betrachtet wird? So viele Befragungen, so viele Normalitäten – oft kontrovers und voneinander diametral abweichend. Greift hier Kategorienbildung?

Bedeutet „Normalität“ die pure Existenzsicherung im Sinne eines „Überlebens“? Oder die „Partizipation“ an der ökonomischen Wertschöpfung? Welche kulturelle „Normalität“ ist gemeint – stellt Kultur doch möglicherweise das „tertium datur“ (Baecker: Wozu Kultur) dar, dass es in der Wissenschaft selbstredend nicht geben kann. Und dieses mögliche tertium datur fordert auch einige Grundpfeiler der Sozialen Arbeit heraus. Es sind – nicht erst gegenwärtig – „ambivalente Mechanismen von Vergesellschaftung“ (Mullis 2019) virulent, die durch „dichte Beschreibungen“ (Clifford Geertz) erforscht werden können, in der auch die Voraussetzungen und Kontexte der Forschenden berücksichtigt werden, womit „Ambivalenz [erlaubt ist, JGB], und dies ist unerlässlich, sollen politische Praxen und das Zustandekommen von Einstellungen verstanden werden“ (Mullis 2019). Fragen über Fragen an die Soziale Arbeit.

Dieser Thementeil ist einer von bisher fünf in *standpunkt : sozial* veröffentlichten Thementeilen, die auf die Kinder- und Jugendhilfe in Hamburg fokussieren und jeweils stattgefundene Fachtagungen zu diesem Themenspektrum dokumentieren.

Der Thementeil sowie die Fachtagung vom 21.11.2019 wurden initiiert und koordiniert von *Jack Weber* und in diesem Fall auch von *Daniel Beume*.

Autor*innen sind auch die Studierenden *Leon Flucke* und *Lisa-Marie Sondermann*, *Johanna Schümann* und *Stefanie Landjev*, *Sarah Hashemzada* und *Melissa Glissmann* sowie *Birte Hemmerich* und *Isabell Wieland*, die an einer eigens für diesen Thementeil eingerichteten Schreibwerkstatt teilnahmen und ihre Beiträge zur Verfügung gestellt haben.

Ein gutes Neues Jahr 2020 wünscht

J.Georg Brandt

E D I T O R I A L